In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 37. Posen, den 14. Februar 1929. 3. Jahrg.

Zwei Saltzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(36. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Jetzt aber war die Möglichkeit gekommen, die amtliche und respekteinflößende Seite der Erhöhung ihres Daseins durch vertrauliche Innenschau zu ergänzen, das Bild für die Augen des Dorfes neiderweckend abzurunden. Frau Rina war ja von damals her vollkommen unbescholten, und wenn auch Knollmeyer einer der Hauptrádelsführer gewesen war, von seiner Frau wußte jeder, daß sie ganz anders dachte als er und unter seiner Roheit schrecklich zu leiden habe. Ja, diese beiden konnte man schon mit Kaffee und Gugelhupf bewirten und sie sehen lassen, daß man sich in den Gefängnismauern ein warmes Nest gebaut hatte.

Dennoch wollte das Gespräch im Anfang nicht so recht vonstatten gehen.

Frau Donner hatte von der Begnadung mit dem himmlischen Sessel her sehr viel Heiligkeit in ihrem Wesen zurückbehalten. Sie hatte eine leise und gesalbte Art zu sprechen, und wenn sie ihre Hände nach dem Gugelhupf oder der Kaffeekanne ausstreckte, so war es immer, als wolle sie ihnen den Segen erteilen. Sie seufzte auch bisweilen und strich das ohnehin glatt anliegende Haar aus der Stirn zurück, als hätte sie viel Sorgen mit der Sündhaftigkeit der Welt.

Der Kerkermeister saß ein wenig steif und zurückhaltend da. Es war nicht darum, weil er mehr an Würde hätte zur Schau tragen wollen, als er ohnehin von Haus aus besaß. Aber er hatte die ganze Zeit über an Rina eigentlich nicht ohne gewissen Groll denken können, weil sie es doch gewesen war, die dem eigenen Mann, einem so lieben, anständigen, vernünftigen Menschen wie Justus, einen solchen Schmerz und eine solche Enttäuschung hatte bereiten können. Er fand sich in dieser Frau nicht zurecht, und auch Justus hatte ihm auf seine Fragen keinen Aufschluß geben können. Die Wahrheit zu sagen, hatte er sich in Rina eine bösartige, tückische Weibsperson vorgestellt, deren Tiefen durch einen geheimnisvollen Haß verseucht waren, und nun hatte er in ihr ein offenes, umgängliches Frauenzimmer gefunden, das anzusehen eine wahre Wohltat war. Das hatte ihn einigermaßen in Verwirrung gesetzt, und er beschied sich damit, abzuwarten, welche weiteren Entdeckungen er machen würde.

Rina selber war anfangs einigermaßen über den Empfang, der ihnen hier geworden war, erstaunt, aber dann hatte sie bald begonnen, sich mit hellen Augen umzusehen. Das war das erste, womit sie die Neigung der Frau Kerkermeisterin in noch höherem Maße gewann, daß man ihr anmerken konnte, mit welchem Wohlgefallen sie das freundliche Zimmerchen betrachtete und sich jeden Gegenstand darinnen einzuprägen schien. Sie sollte es nur ordentlich tun, damit sie daheim alles getreu erzählen konnte. Ganz anders als die arme Frau Sabine, die ganz verschüchtert und in sich verkrochen dasaß und für nichts einen Blick hatte, als sei sie in den Klauen eines Angstgespenstes.

„Was ist denn dort drinnen in dem Glasschrank?" fragte Rina, als ihre Augen auf der Wanderung an einem Aufbau angelangt waren, der einem Wandtischchen aufgesetzt war.

Die Frage ging den Kerkermeister an, und er erhob sich gemessen, indem er Rina einlud den Glasschrank zu besichtigen. Es war wirklich eine seltsame Sammlung von allerlei unscheinbaren Dingen darin, und das war es eben, was Rina aufgefallen war, daß da alte Messer, Pfeifenköpfe, Holzschnitzereien und anderer offenbar wertloser Kram so feierlich aufbewahrt wurden.

„Das sind nämlich lauter corpus delicti," sagte der Kerkermeister nicht ohne Genugtuung, daß nun sein inniger Zusammenhang mit der Justiz so überwältigend zutage trat. Ja, es war eine Menge merkwürdiger Gegenstände aus dem Verbrecherdasein, deren Bedeutung er jetzt Rina auseinander zu setzen begann: Dieses Messer hatte ein Schlossergeselle selbst aus einem Stück Stahl geschmiedet, um seinen Meister zu erstechen, diesen Pfeifenkopf hatte ein zum Tode Verurteilter heimlich aus einem Holzklotz geschnitzt, um darin das Bettstroh zu rauchen, mit diesem Taschentuch hatte ein Mann seine Frau erdrosselt. So ging er Nummer für Nummer seiner Sammlung durch, und sicher hatte ihm noch niemand mit solcher Aufmerksamkeit zugehört wie Rina. Ja, ganz gewiß war sie nicht das schlechte Weibsbild, das er in ihr vermutet hatte, aber nur um so unbegreiflicher, daß sie ein solches Verbrechen gegen Justus hatte begehen können.

„Und das hier?" fragte Rina, als der Kerkermeister zu Ende war, indem sie auf ein Bild wies, das über dem Glasschrank hing. Es war offenbar ein Holzschnitt aus einer illustrierten Zeitung und stellte vor einem Hintergrund von bewaldeten Bergen ein Bauernmädchen dar, das mit verklärtem Gesicht und zum Himmel gerichteten Blicken neben einem hölzernen Stuhl stand, um den eine Anzahl von Gänsen friedlich im Gras lag. Darunter war zu lesen: „Das wunderbare Hirtenmädchen aus dem Böhmerwald", und das war in seiner Art auch ein corpus delicti, aber für das Verbrechen eines Dorfes.

Rina hatte die Unterschrift kaum gelesen, als sie auch schon wußte, wen es darstellte.

„Ja, das soll wohl die Frau Kerkermeister sein," sagte sie, indem sie einen Blick auf das Urbild zurückwarf, „ich hab' es gleich erkannt. Die Frau Kerkermeisterin hat sich kaum verändert."

Die verblichene Heiligkeit des weiland wunderbaren Hirtenmädchens war immerhin mit so viel weltlicher Eitelkeit verschwistert, daß Frau Kathi die Feststellung nicht unangenehm empfand. „Ja, das war damals," sagte sie seufzend, indem sie das Haar aus der Stirn zurückstrich, „wie die Welt noch an Wunder geglaubt hat." Es lag viel bittere Anklage in diesen Worten, und hoffentlich würde Rina sie behalten, und auch das noch, was Frau Kathi hinzufügte: „Wer nicht an Wunder glaubt, ist ein schlechter Mensch." Ja, das sollte sie denen im Dorf nur wiedererzählen.

Rina schien eine Weile nachzudenken, und ihr Blick war in irgendeine weite Ferne gerichtet. „Ach, es gibt

heutzutage noch Wunder," sagte sie mit Bestimmtheit, „man muß sie nur sehen können!"

Ja, wie hätte Rina nicht an Wunder glauben sollen nach alledem, was ihr begegnet war? Hatte die Gnadenmutter nicht zur selben Zeit, da Rina gemeint hatte, sie verweigere ihr die Erhörung, auf ganz wunderbare Weise ihr Kind errettet? Wer anders konnte das gewesen sein als die Himmelskönigin, deren Bild Rina für stumm und taub gehalten hatte, durch deren Hand jedoch die Gefahr von Lex abgewendet worden war. Gab es ein größeres Wunder, als ein wildes, böses und von Leidenschaften durchstürmtes Herz zu sänftigen und zum Guten zu wenden?

Am liebsten hätte Rina jetzt dies alles erzählt. Wie sie bei ihrer Heimkehr Lex gesund und vergnügt gefunden hatte, ohne andere Folgen des kalten Bades als einen Schnupfen. Und wie ihr dann Rudolf alles bekannt hatte, seine ganze hoffnungslose und immer mehr mit Haß sich sättigende Liebe, den Einbruch der Dämonen in seine Seele bis zu der Erstarrung seiner Gedanken in dem Anschlag, der Lex und Rina hatte verderben sollen. Und wie er dann in einem Augenblick wieder auf unbegreifliche Weise in den alten Menschen zurückverwandelt worden war. Hatte Rina anders tun können, als seiner reuevollen Zerknirschung zu vergeben? Sie hatte es aufrichtigen Herzens getan und hatte gemeint, daß Rudolf sich nun in sein früheres Leben zurückfinden würde, aber er schien nur darauf gewartet zu haben, Rinas Verzeihung gewinnen zu können und war am nächsten Morgen verschwunden gewesen.

Nur zu gerne hätte Rina dies alles erzählt, aber es schien ihr doch, daß darin so viel Zartes und Seltsames liege, das sich so gar nicht recht in Worte würde fassen lassen. Das war ja eben das Wunderbare an den Wundern, daß sie über allen Verstand hinaus waren. Wie hätte sie etwa jemand begreiflich machen sollen, daß sie nun gewiß war, auch das Zusammentreffen mit dem alten Donner sei niemand anderem zu verdanken, als der Gnadenmutter? Sie mußte ja wirklich nicht gerade von ihrem prunkvollen Altar aus sprechen, sondern konnte sich mit gütigem Lächeln in aller Stille auch ganz niedriger Werkzeuge bedienen, eines alten Zauberers und seiner Puppe.

Wenn ihr aber die Frau Kerkermeisterin schon früher nicht ungünstig gesinnt gewesen war, so hatte Rina durch ihre Aeußerung über das Wunder das Herz des himmlischen Hirtenmädchens vollends für sich eingenommen. Der Kerkermeister merkte das an der Art, wie besonders liebevoll und sorgfältig seine Frau für Rina die nächste Tasse Kaffee einschenkte. Und nun war Rina durch ihre Erinnerung gar noch darauf gebracht worden, zu erwähnen, daß sie in Mariazell mit Donners Bruder beisammen gewesen sei. Ihre Dankbarkeit trieb Rina an, in fast überschwenglicher Weise von dem Alten zu berichten, nichts als Liebes und Gutes, daß es dem Kerkermeister fast beängstigend warm dabei wurde.

Ach, wenn diese Frau nur nicht einen so häßlichen schwarzen Fleck in sich getragen hätte, diese abscheuliche, verleumderische Anzeige gegen ihren Gatten.

Je länger Donner ihr gegenüber saß und ihr zuhörte, desto weniger verständlich schien ihm dieses Mißverhältnis zwischen dem, wofür er Rina halten mußte, und ihrer Handlungsweise. Noch immer aber hatte sie das Gespräch nicht auf das Wichtigste gebracht, auf Justus, und das bedrückte den Kerkermeister schließlich so sehr, daß er selbst davon beginnen mußte.

„Es ist doch schade," sagte er mit einem unerwarteten Ruck, „daß Justus nicht hier sitzt und eine Schale Kaffee mit uns trinkt."

Es war für Rina unmöglich zu überhören, daß darin eine Aufforderung für sie lag, Farbe zu bekennen. Sie mochte sich aber nicht gleich darauf einlassen und schob eine Zwischenfrage vor: „Wie geht es denn eigentlich meinem Mann? Ich weiß nicht, ob es nicht gegen Ihre Amtspflicht ist, mir Antwort zu geben?"

Der Kerkermeister sah, daß sie ein wenig dabei errötet war. Und sie hatte Justus ihren Mann genannt, das konnte wohl als ein gutes Zeichen genommen werden. Und gegen die Amtspflicht war es nicht, Auskunft zu geben.

„Na," sagte der Kerkermeister, „er ist ja soweit gesund, nur ein bissel traurig ist er halt. Zuerst, wie es nur um die Spionage gegangen ist, war er ganz vergnügt. Aber dann, seit dem . . . dem andern . . . das ist ihm halt aufs Gemüt gegangen." Ja, nun hatte Donner Gelegenheit, sich alles vom Herzen zu reden, was darauf lastete. „Da kann man sich nicht darüber wundern. Man muß sich nur vorstellen, was es heißt, sich darum streiten zu müssen, ob man man selber ist oder ein anderer. Keine kleinen Aufregungen, den Freunden gegenübergestellt zu werden und zu sehen, daß sie nicht wissen, was sie sagen sollen. Meine Frau hat ja alles mögliche getan, um es ihm leichter zu machen . . ."

„Ja," bestätigte die Frau Kerkermeisterin seufzend, indem sie das Haar aus der Stirn strich, „man tut halt seine Christenpflicht."

Der Kerkermeister war aber nun einmal im Schwung und fuhr anklagend fort. „Aber das ist doch nicht das Richtige. Es hat ihn wohl am meisten gekränkt, daß man sich von daheim so gar nicht um ihn gekümmert hat. Er muß aber doch Freunde haben, die ihm Gutes erweisen wollen. Ein paarmal ist ein Korb mit Eßwaren für ihn gekommen. Ein Bursch aus der Stadt hat ihn gebracht, er hat aber niemals sagen wollen, wer ihn geschickt hat. Eine unbekannte Frau hat die Sachen im Laden seines Herrn gekauft und befohlen, sie im Gefängnis für Justus Saltzenbrod abzugeben . . . Sie hätten sehen sollen, wie er sich darüber gefreut hat."

„Hat er sich sehr gefreut?" fragte Rina und wurde zum zweitenmal rot, noch mehr als vorhin.

„Ganz kindisch ist er beinah geworden," sagte Donner vorwurfsvoll, „da war er für Tage wieder ganz lustig. ‚Ich weiß nicht, wer mir das schickt,' hat er immer gesagt, ‚aber ich betrüg' mich selbst und denk' mir, es ist von meiner Frau. Da freut mich wieder das Leben.'"

Rina wurde zum drittenmal rot, nun ganz purpurn bis unters Haar. „Ja — ich bin es auch gewesen, die ihm das geschickt hat."

Wenn der Kerkermeister erfahren hätte, es sei der Kaiser von China gewesen oder der König der Aschantineger, der sich Justus Saltzenbrods erbarmt habe, so hätte er nicht erstaunter sein können. Er konnte sich nicht helfen, er langte über den Tisch und ergriff Rinas Hand, um sie herzhaft zu drücken. Wenn sich dies so verhielt, dann war Rina wohl gar nicht so schlimm, wie man hatte glauben müssen.

„Dann ist ja alles gut," sagte er, ohne Rina loszulassen, „dann ist ja alles gut."

Es war ihm wirklich, als hätte sich Justus' Schicksal mit einemmal erhellt. Nun bereute Rina wohl, was sie getan hatte, und wenn man auch noch nicht in den Zusammenhang der Dinge hineinsehen konnte, so viel schien ihm gewiß, daß Rina in sich gegangen war, und nun war es gar nicht anders möglich, als daß die Geschichte für Justus glorreich endigen mußte.

Rina aber hatte unterdessen ihre Sicherheit wiedergefunden, die ihr seit der Unterredung mit Donners Bruder Haltung gab und ihren Weg vorschrieb. „Wir haben uns gezankt," sagte sie lächelnd, „ich verstehe mich selbst nicht, wie ich das habe tun können. Es ist mir, als sei ich von einem bösen Geist besessen gewesen."

„Ja," seufzte Frau Kathi und warf einen Blick nach dem wunderbaren Hirtenmädchen an der Wand, „der böse Geist hat viel Macht auf der Welt und richtet so manche Verwirrung an."

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Hünefeld.

„Der Start ist festgesetzt. Wir werden es auch diesmal durchsetzen. Ich bin so glücklich . . .“

Mit diesen Worten verschied der Ozeanpilot Freiherr von Hünefeld.

Hünefeld, der ewig Zuversichtliche, der ewig Optimistische, der Mann, der vor lauter Ungeduld seine Wünsche, seine Hoffnungen und Erwartungen am liebsten ins Treibhaus gebracht hätte, ist mit Startgedanken von dieser Welt gegangen . . .

„Der Start ist festgesetzt . . .“ Die Freunde, die Hünefeld in den letzten Jahren seines so früh vollendeten Lebens um sich hatte, wußten, daß der Pilot seit der glücklichen Beendigung des Transozeanfluges der glühenden Inbrunst lebte, der modernen Aviatik noch größere Dienste erweisen zu können. Man wußte, daß er sich unter anderem unausgesetzt mit dem Problem des regelmäßigen Transozeanfluges befaßte, darüber hinaus aber noch mit einem anderen großen aeronautischen Plan beschäftigt war, ein Plan, den er allerdings auch seinen besten Freunden nicht verriet, der sein Geheimnis bleiben müsse — wie er sich öfters äußerte, und der auch sein Geheimnis geblieben ist.

Es ist etwas Ungewöhnliches um diesen Mann. Tausend andere würden schon längst den Ermüdungsgiften zum Opfer gefallen sein, wären schon längst schlaff, verzagt und mutlos geworden. Dieser Mann aber, den die Natur reichlich stiefmütterlich behandelte, hatte sich bis in die Sterbestunde hinein eine Rücklage an Energie bewahrt, die schier unglaublich dünkt.

„Der Start ist festgesetzt . . .“ Wer weiß, welcher Startplatz im letzten Moment seines Lebens vor seinem geistigen Auge erschienen war. An den Tod hat er kaum gedacht. Hünefeld war zu sehr Tatmensch, als daß er schon mit 37 Jahren hätte ans Sterben denken sollen, wenn er auch wußte, daß sein Zustand bedenklich war. Sein alter Wahlspruch: „Haut, Knochen und Energie schaffen's“ mußte diesmal leider die so oft bewährte Wunderkraft vermissen lassen, denn der Todeskeim, seit Jahrzehnten in den schmächtigen Körper eingepflanzt, hatte zu viel seiner schmalen Gesundheitsreserven aufgezehrt.

„Ich komme mir vor wie ein Künstler, der auf einem verstimmten Instrument spielt,“ sagte schon vor längeren Jahren Hünefeld zu einem seiner besten Bekannten. „Man müßte sich in einem Spezialgeschäft neue Knochen kaufen können, so wie man sich Zigarren, Schuhe und Pelzmäntel kauft, Kinder, ich würde euch schon was vormachen. Aber trotz alledem bin ich ja nicht auf die Welt gekommen, um wie eine schwermütige Gans den Kopf hängen zu lassen, wenn die Knochen auch nicht recht wollen, ich habe ihnen schon eine gute Portion Raison beigebracht. Es kommt immer auf den persönlichen Imperativ im Leben an, dann wird man selbst Knochen bezwingen, die an sich nicht mehr recht mitwollen.“

Als man den schwachen, bleichen, jungen Menschen bei Kriegsausbruch „d. u.“ schrieb, sagte er: „Diesen zwei Buchstaben diene ist bestimmt nicht, denn ein solcher Buchstabendienst würde mich in einem Jahre glatt umgebracht haben.“ Eine Zeitlang zog er von einem Regiment zum anderen, versuchte unter allen Umständen anzukommen — überall aber das gleiche Resultat: man konnte ihn nicht gebrauchen. Ueberall Widerstand der Militärärzte. Dann versuchte er sich die ziemlich ausgedehnten Verbindungen seiner Angehörigen und seiner Bekannten nutzbar zu machen. Doch auch das schlug fehl. Jetzt galts eine Verzweiflungsaktion. Hünefeld beschaffte sich ein Motorrad, sauste damit am gleichen Tage noch nach Flandern und stellte sich der Marinedivision mit der Erklärung, zum Vergnügen habe er die Fahrt bestimmt nicht gemacht, und weil er diese Fahrt nicht zu seinem reinen Privatvergnügen unternommen habe, lasse er sich um keinen Preis der Welt mehr abschütteln. Angesichts der Sachlage ließ sich nicht gut „nein“ sagen. Hünefeld wurde angenommen.

Wenige Wochen später wurde der Freiwillige, der an einer Erkundungsfahrt teilnahm, von einem englischen Schrapnell so erheblich an beiden Beinen verletzt, daß mehrfache Operationen notwendig waren. „Die Qualen, die ich im Lazarett ausgehalten habe — ich hab' sie mit Freuden getragen,“ pflegte Hünefeld nach seiner Wiederherstellung öfter zu sagen, „aber die Enttäuschung und der Aerger haben mich halb umgebracht. Deswegen rast doch kein Mensch mit dem Zweirad nach Flandern, daß er nur einen Finger lang den Krieg mitmachen kann. Nein, wahrhaftig nicht, so hatte ich mir die Sache bestimmt nicht gedacht . . .“

Selten wohl hat ein Mensch mehr dem Körper gegrollt, der nicht mit der Seele in Uebereinstimmung stand, als Freiherr von Hünefeld. „Mag sein, daß das Wort von der Seele, die den Körper baut, hin und wieder zutrifft, ich habe leider noch wenig Glück damit gehabt. Ich müßte Fäuste haben wie Eisen, damit ich meine Sehnsucht, wenn es sein müßte, mit der blanken Faust aus Felsen heraushauen kann.“

Der gleiche Mann hat für die Verwirklichung seiner Ideen fast den letzten Rest persönlichen Vermögens dahingegeben, attackierte Hinz und Kunz, um die Gelder für den Ankauf der „Bremen“ zusammenzubringen. Häufig pflegte er in Freundeskreisen von den Schwierigkeiten zu erzählen, die die Aufbringung dieser letzten Gelder gekostet hat. „Ich hätte mir nie träumen lassen, daß ich so vorzüglich zum Hausierer geeignet bin. Mein Gott, es kostet ja zwar allerhand Schuhwerk und eine Geduld wie eine Ochsenhaut, aber mit der Zeit lernt man's schließlich doch. Und Ueberstunden kostet's manchmal auch 'ne Masse, aber wer macht denn keine Ueberstunden, wenn er Gelegenheit hat, Geld zu kriegen und dankend zu quittieren . . .“

Der Deutsche Günther von Hünefeld hat nur zwei wirklich glückliche Tage in seinem Leben gesehen: den Tag seines triumphalen Empfangs in Berlin nach glücklich abgeschlossenem Ozeanflug und — den Tag seines letzten Starts, der nach seinen eigenen Worten ihn so glücklich gemacht hat . . . K. Sch

---

Dummheiten der Woche.

Kleine Bilder aus der großen Welt.

(Nachdruck verboten.)

Der Portier mit dem Portier.

In London gibt es eine gutgeführte Hotelzeitung, die sich besonders mit den Lebensgewohnheiten der Angestellten befaßt. Dort wurde in einer der letzten Nummern von prominenter Seite festgestellt, daß die vier Portiers der vier größten Londoner Hotels auf ein Jahreseinkommen von je 100 000 Mark geschätzt werden. Davon entfallen nur 10 000 Mark auf das Gehalt und 90 000 Mark auf die Trinkgelder. Jeder dieser vier Schwerverdiener hat eine eigene Villa mit Auto, Chauffeur und einem eigenen Portier, und es soll recht seltsam aussehen, wenn diese Herren morgens elegant vor dem Hotel vorgefahren kommen, dann ihre Uniform anziehen und nun selber Portier spielen. Die vier haben nun auf diese Anzapfung hin Stellung genommen und behaupten, daß ihnen dieses enorme Einkommen auch zukäme; denn sie sprächen fünf Weltsprachen und wüßten genau, wie sie jeden Fremden zu behandeln und was sie ihm vorzuschlagen hätten, wenn er sich London ansehen wolle. Von anderer Seite wird behauptet, daß das Einkommen bedeutend über die oben genannte Summe hinausgehe, weil jeder von ihnen erhebliche Prozente von den Lokalen und Vergnügungsstätten erhalte, die sie ihren Gästen empfehlen.

*

Schwarze Bettwäsche zum Einschlafen.

Daß nervöse Menschen nur sehr schlecht einschlafen, ist bekannt. Ebenso, daß man sich bei dauernder Einnahme von narkotischen Schlafmitteln die Gesundheit ruiniert. Da ist nun der Chefarzt eines italienischen Sanatoriums auf den Gedanken gekommen, denjenigen Patienten, die nicht einschlafen können, statt weißer schwarze Bettwäsche zu verabfolgen. Dadurch soll bewirkt werden, daß die Patienten, sobald sie sich niederlegen, ein wohltuender Schlummer umfängt. Wenn man nun noch erreichen könnte, daß die Wäsche gegen Morgen zu bestimmter Zeit wieder weiß wird, hätte man einen feinen Patent-Wecker.

*

Er will der Letzte sein!

Seit einem Menschenalter steht der Kaufmann Maurice Izyn an letzter Stelle im Neuyorker Telephonbuch, und dieser Platz gefiel ihm sehr. Denn vor ihm standen 1 326 744 andere Teilnehmer, von denen nur noch ein einziger die gleiche oder eine ähnliche Stellung einnahm wie er, nämlich Mister Abraham Aabacz. Der stand nämlich an der ersten Stelle! Alle anderen aber liegen oder lagen „mitten drin“, waren also ganz gewöhnliche Teilnehmer. Wie aber mußte Maurice Izyn staunen, als er im Januar 1928 das neue Telephonbuch aufschlug und hinter seinem Namen an der allerletzten Stelle einen Mister Nicolas Izyn vorfand! Das war ein furchtbarer Schlag für ihn; denn nun stand er genau so „mitten drin“ wie alle die anderen 1 326 743 Teilnehmer, und das gefiel ihm gar nicht mehr. Was tun? Maurice wußte Rat. Er ging zum Friedensrichter, der in Amerika für derartige Sachen zuständig ist, und ließ seinen Namen umändern. Und siehe da, im neuen Telephonbuch von 1929 steht hinter dem „Letzten“ Nicolas Izyn als „Allerletzter“ Mister Maurice Izyz. Vielleicht ist es nicht sehr schön, so zu heißen; aber die letzte Stelle hat er wieder erobert. Und seit der Zeit kann er wieder ruhig schlafen, bis der Nicolas Izyn kommt und seinen Namen in Nicolas Izzyn umändern läßt.

*

Die schwere deutsche Sprache.

Die deutsche Sprache ist nicht leicht zu erlernen, das wissen wir, und besonders ist es die Grammatik, die viel zu schaffen macht. Den Unterschied zwischen Meerbusen und Busenmeer wird sobald kein Ausländer begreifen, aber das ist ja auch nicht so gefährlich. Neulich kehrte ein Engländer, der deutsche Sprachstudien getrieben hatte und eine Zeitlang in Deutschland umhergereist war, wieder in seine Heimat zurück und beklagte sich bitter bei seinen Freunden, daß man niemals wisse, wie man konjugieren solle.

„Denken Sie sich,“ sagte er, „wenn man konjugieren muß und dabei verschiedene Artikel gleichzeitig an dieselbe Stelle passen, dann weiß man weder ein noch aus.“

„Wie soll das möglich sein?“ fragte jemand, der auch etwas Deutsch verstand.

„Nun sehen Sie,“ sagte der andere, „ich kann sagen.
der macht die Musik,
die macht die Musik,
das macht die Musik,
die Macht der Musik.
Und alle Sätze sind richtig!“

*

Der Mittelpunkt der Welt gefunden.

Obwohl es den einfachen Bewohner unseres Planeten gar nicht so stark interessiert, hat jemand ausgerechnet, wie schwer unsere Erde ist. Sie wiegt einige Zentner mehr, als unser Hirn sich bildhaft vorstellen kann; aber da die Ziffer schwer nachkontrollierbar ist und man unseren Planeten nicht einfach auf die Briefwaage legen kann, hat uns die Meldung nicht sehr erschüttert. Dagegen wird es größtem Interesse begegnen, daß Professor Shapley von der Harvard-Universität in Amerika endlich herausgefunden hat, wo sich der Mittelpunkt des gesamten Weltalls befindet. Er hat ausgerechnet, daß dieser Punkt mitten im Sternbild des Schützen im Meridian liegt und nur 47 000 Lichtjahre von uns entfernt ist. Da 47 000 Lichtjahre nicht mehr als 446 000 Billionen Kilometer lang sind, kann man ja glatt mit einer Hand hinlangen.

*

Auch ein Strafmandat.

Mit seinem neuen schönen Motorrad sauste der Kaufmann Braunberg durch die verschneite Thüringer Landschaft; doch bereits im dritten Dorfe wurde er von dem Ortsgendarm angehalten.

„Ihr Rad verursacht zu viel Geräusch,“ sagte dieser, „außerdem hat Ihr Auspuff offengestanden. Das kostet fünf Mark und Gebühren in Höhe von zwanzig Pfennigen.“

Herr Braunberg zahlte; doch als er sich den Quittungszettel ansah, stand darauf der herrliche Satz:

„Herr Braunberg aus Leipzig hat fünf Mark Strafe und zwanzig Pfennige Gebühren wegen Hinterlassung eines bläulichen Dunstes und Verursachung eines donnerähnlichen Geräusches bezahlt.“

*

Sorgen, die wir haben möchten.

Der Staat Nebraska liegt in Amerika und scheint nicht sehr große Sorgen zu haben. Jedenfalls berät der Landtag seit Wochen über einen Gesetzentwurf, laut dem „jeder Mensch, der andere in der Kunst des Frisierens unterrichten will, einen Universitätsgrad besitzen muß“. Jeder Friseur also, der Lehrlinge einstellt und diese in der Haarschneidekunst unterweist, muß entweder Doktor, Lektor oder Professor sein. Wahrscheinlich muß jeder Mensch, der sich rasieren oder frisieren lassen will, vorher das Abitur gemacht haben, während nur Leute mit Volksschulbildung sich eine Glatze wachsen lassen dürfen. Diese Auslegungen würden ja dazu passen. Man darf gespannt sein, wie sich der Landtag entscheidet, und selbst wenn er den Antrag ablehnt, beweist doch schon seine Existenz, daß man in Nebraska ganz schreckliche Sorgen haben muß. Cubert.

Fastenbrezeln.

(Nachdruck verboten.)

In früheren Zeiten wurde das Fasten weit strenger innegehalten als heute. Da wurde es denn auch Brauch, während der Fastenzeit keine fetten Kuchen zu essen. Man richtete nur Gebäck aus Wasser, Mehl und Salz her. Dabei griff man zunächst auf eine alte Gebäckform aus der heidnischen Vorzeit zurück, auf den Ring. Dieser war bei den alten germanischen Völkern ein sehr beliebter Schmuck, der den Verstorbenen auch mit ins Grab gegeben wurde. Als man dann den Toten solchen Schmuck nicht mehr mitgeben wollte, weil er zu kostbar war oder weil man ihn zur Erinnerung aufheben wollte, stellte man eine Nachahmung des Ringschmuckes in Form eines Gebäcks her und legte solche Gebäckringe an Stelle der metallenen Ringe mit ins Grab. Um nicht an die alte, in der heidnischen Vorzeit beliebte Gebäckform erinnert zu werden, brachte man in dem Ringgebäck noch ein Kreuz an, und so entstand die Brezel. In früheren Zeiten wurden Fastenbrezeln besonders in den Klöstern gebacken und an die Klosterschüler oder auch an andere Leute verschenkt. In den Städten vergangener Jahrhunderte entstanden oft wegen des Brezelbackens Streitereien unter den Bäckern. Es gab Städte, in denen nur ein oder zwei Bäcker das Recht hatten, Brezeln herzustellen; in anderen Städten entfiel das Recht jedes Jahr auf einen anderen Meister. Auch hatten die Bäcker vielfach das Recht, die Brezeln „auspfeifen“ zu lassen, sie konnten einen Gesellen oder Lehrling in den Straßen herumschicken, der durch Pfeifen auf einem Instrument oder durch Ausrufen für die Brezeln seines Meisters Reklame machte. A. M.

Wenn der Hahn auf dem Mist — nicht kräht!

Das Problem des sprechenden Films, das seit Jahren zahlreiche Fachleute und Laien beschäftigt, schien in letzter Zeit seiner Lösung nähergekommen zu sein. Nichtsdestoweniger zeigt es im einzelnen mehr Haken und Lücken, als man ahnt. Davon wissen die Filmdarsteller von Hollywood ein Liedlein zu singen. War da neulich Aufnahme eines großen Films. Alles schien glänzend zu klappen, Regisseur und Kurbelmänner strahlten, die Diva entwickelte ihre schmelzendsten Herzenstöne zur Uebertragung auf die Mit- und Nachwelt — da kommt ein Bild, in dem ein Hahn zu krähen hat. Aber der stolzbefiederte Geselle schert sich den Kuckuck um die prachtvollen neuen Errungenschaften des Tonfilms, kraft deren seine Stimme für die Ewigkeit festgehalten werden soll, und kräht und kräht nicht. Kein noch so einladender Misthaufen übt seine Wirkung auf ihn aus, geschweige denn die ungeschickten menschlichen Beeinflussungsversuche. Was tun? Schließlich läßt der verzweifelte Regisseur einen Tierstimmenimitator kommen. Der kräht und kräht und kräht sich schier die Seele aus dem Leibe, aber Meister Gockel scheint in überlegener Weisheit den menschlichen Trug zu durchschauen und hüllt sich nach wie vor in verachtungsvolles Schweigen. Endlich schickt man den Kräher hinaus, auf daß durch seinen persönlichen Anblick die Illusion des Hahnes nicht von vornherein zerstört werde — und nun scheint die Geschichte zu klappen. Bei den ersten von außen kommenden Tönen hebt das Tier den Kopf und lauscht. Alles atmet erleichtert auf, die Kurbelmänner nehmen „Achtungstellung“ ein. Da bricht das Krähen draußen plötzlich ab. Was ist geschehen? Die hohe Polizei hat sich eingemischt und den hilfsbereiten Kräher verhaftet, weil sie glaubte, einen Geistesgestörten vor sich zu haben. So geht's, wenn der Hahn krähen soll und nicht will.

Feuerwehrkolonnen im Ameisenhaufen.

Die französische Naturforscherin, Frau Marguerite Combes, die Tochter des bekannten Botanikers Bonnier, veröffentlichte kürzlich einen interessanten Beitrag zu dem bemerkenswerten Kapitel von der hochentwickelten Intelligenz der Insekten. Nach langen Versuchen, die die Naturforscherin im Laboratorium des Biologischen Instituts in Fontainebleau ausführte, machte sie eine neue, interessante Feststellung. Frau Combes behauptet, daß unsere heimischen Ameisen bei Bränden richtige Feuerwehrkolonnen und Löschzüge an die Brandstätte entsenden. Die Versuche mit den Ameisen wurden im Laboratorium vorgenommen; die Resultate dieser Beobachtungen bestätigen Frau Combes' Behauptung.

Auf ein Nest, das von einer Ameisenkolonne bewohnt war, legte die Botanikerin eine brennende Zigarette. Gleich darauf wurde der Brand alarmiert; der Löschzug der Insekten erschien an der Brandstätte, zog einen Kreis um den Brandherd und löschte den glimmenden Tabak durch Bespritzen mit Ameisensäure, die in den Giftdrüsen der Insekten enthalten ist. Dieses Experiment mit der glimmenden Zigarette wurde mehrmals wiederholt und war jedesmal vom selben Erfolg gekrönt. Ein brennender Wachsstock und eine brennende Stearinkerze wurden von den Ameisen ebenfalls zum Verlöschen gebracht. Zwei allzu kühne Ameisen hatten sich bei der Rettungsaktion etwas zu weit vorgewagt und liefen Gefahr, in den Flammen umzukommen. Andere Ameisen eilten zur Hilfe, packten die beiden Insekten im kritischen Augenblick und brachten sie so in Sicherheit.

■ Aus aller Welt. ■

Weil es sich der Ehemann am Sonntag bequem machte. Eines ganz eigenartigen Grundes wegen verlangt Frau Lillian Sanoke vor dem Gericht in Cleveland (U. S. A.) die Scheidung ihrer Ehe. Frau Sanoka ist auf das höchste empört darüber, daß es sich ihr Ehemann, wenn er am Sonnabend nachmittag nach Hause kommt, äußerst bequem macht. Er zieht sich dann immer den schlechtesten Anzug an, rasiert sich auch am Sonntag nicht und führt überhaupt am Sonnabend nachmittag und am Sonntag das Leben eines Faulpelzes. Weiter konnte Frau Sanoke gegen ihren Mann nichts vorbringen. Da entschied der weise Richter, daß kein Grund zur Trennung der Ehe vorliege; denn an Weekend könne es sich auch ein Ehemann zu Hause so bequem machen, wie immer es ihm beliebe.

Der Kutscher auf der Lokomotive. Als die Königin Viktoria von England im Jahre 1842 zum erstenmale eine Eisenbahnfahrt machte, bestand ihr Kutscher darauf, daß er auf der Lokomotive neben dem Maschinisten Platz nehme. Wahrscheinlich war er der Meinung, daß dadurch die Sicherheit der Königin besser geschützt sei. Unglücklicherweise veränderte der Rauch und Schmutz in den zu passierenden Tunnels das tadellose Weiß seiner Livree in ein schmutziges Schwarzgrau. Als er am Ende der Fahrt die Lokomotive verließ, glich er eher einem Neger als einem Kutscher der Hofhaltung.

■ Fröhliche Ecke. ■

Ein Wohltäter. „Meine süße kleine Mutti, gib mir doch fünf Franken für eine arme Frau, die ich eben gesehen habe.“ — „Wo war das?“ — „An der Kasse vom Kino!“ („Matin.“)

Notwendige Reform. Bergsteiger während des Abiturzes: „Das ist das Gesetz der Schwerkraft, eins, das man unbedingt abschaffen sollte!“ („Matin.“)

Familien-Verhältnisse. „Nein, das lasse ich mir nicht gefallen! Morgen gehe ich zu Mama zurück!“ — Das ist zwecklos! Die ist heute zu Großmama zurückgegangen!“